

Herkunft und Ausrichtung, meint Kortländer, stehen die beiden „für zwei verschiedene deutsche Gesellschaften“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, für eine erstarrte, rückwärts gewandte, adelige und eine dynamische, auf Zukunft orientierte, bürgerliche. Er sieht (alte) Religionalisierung bei der Droste, (neue) Globalisierung bei Heine. Die Eigenproblematik der Autorin kommt bei dieser Gegenüberstellung zu kurz.

Die nachfolgenden Beiträge gehen von verschiedenen Seiten her auf ihre Bewußtseinsproblematik, Schreibarbeit, Schreibhaltung und Situation ein. Sie zeigen Westfalen im 19. Jahrhundert, die Bedeutung der (weiblichen) Salons im Biedermeier. Sie untersuchen das „Geistliche Jahr“, die Naturgedichte der Droste, die „Judenbuche“, ihre westfälischen Erzählungen. Nicht ausdrücklich gezeigt wird die familiäre Entwicklungsgeschichte, die ihr soziales Bewußtsein prägte, auch nicht die unglückliche Liebe zu Levin Schücking, die ihre Eroserfahrung verstörte, ihr Weiterleben erschwerte. Bei den interdisziplinären Unternehmen wäre ein sozialpsychologischer Beitrag hilfreich gewesen. Etwas angestrengt wird statt dessen von Herrad Heselhaus Derridas Dekompositionslehre in Anspruch genommen. Insgesamt lassen die differenzierten Fragestellungen und Beobachtungen eine melancholische, aus angestammten Sicherheiten vertriebene, von Konventionen belastete, das Vertrauen zum eigenen Ich nicht findende, originäre weibliche Autorin an der Aufklärungsschwelle ins Bild treten.

Jürgen Werbick durchleuchtet theologisch das „Geistliche Jahr“. Drostes Problem ist, daß ihr wacher Verstand mit dem „naiven“ Glauben an die Evangelien-Wunder und die Auferstehung nicht zurechtkommt, sie aber zugleich ihren einfachen Glauben bewahren will. Wegen ihrer Zweifel beschuldigt sie sich des Unglaubens und der Sünde, sie erleidet Gottverlassenheit. Man müßte hier nicht vom „nur noch schwer Nachvollziehbaren“ sprechen. Die Dichterin steckte in der – geschichtlich programmierten – Krise zwischen „naivem“ Glauben und „moderner“ Vernunft. Sie hätte einer modernen Exegese bedurft, um die Kluft zu überbrücken. Meinolf Schuhmacher untersucht die literarische Tradition des Erbauungsbuchs und der „sacra poesis“

im „Geistlichen Jahr“. Der Germanist kommt zu dem Schluß: „Mit seiner kühnen erotischen Bildlichkeit und den oft unkonventionell-dezidierten theologischen Aussagen erinnert das Geistliche Jahr an das ‚Fließende Licht der Gottheit‘ der Mechthild von Magdeburg.“

Eindringliche Werkanalysen legen eine moderne Sicht der Autorin an der Bruchstelle von katholischer Tradition und modernem Ichsagen der von der Aufklärung betroffenen Frau frei. Lothar Köhn beobachtet in der „Judenbuche“ eine soziale Kälte, die diese Erzählung neben Büchners aufregendes „Lenz“-Fragment stellt. Ein Gesamtporträt wird in keinem der Beiträge versucht. Die Arbeiten liefern Aspekte zu Werk und Person. Sie ermöglichen dem Leser eine zugleich literarhistorische und werkpoetische Sicht der Droste. Insgesamt zeigen sie ein beunruhigtes Ich, das weder an einem menschlichen noch im göttlichen Du, noch in der Natur tröstenden Halt findet.

Paul Konrad Kurz

GARSKE, Adolf: *Christus als Ärgernis*. Jesus von Nazareth in den Romanen Heinrich Bölls. Mainz: Grünewald 1998. 302 S. Kart. 58,-.

In den vergangenen Jahrzehnten sind zahlreiche Jesusromane erschienen. Sie fanden großes literarisches Interesse bei Lesern innerhalb und außerhalb der Kirche. Beachtung wurde ihnen von literaturkritischer und zunehmend auch theologischer Seite zuteil. Adolf Garske legt, angeregt durch Karl Josef Kuschel, im Grenzgebiet von Literatur und Theologie seine Paderborner Dissertation über die Jesusgestalt in Heinrich Bölls Romanen vor. Anders als Werner Koch, Luise Rinser, José Saramago, Gore Vidal, Norman Mailer u. a. hat Böll Jesus nie thematisch als Hauptgestalt eines Romans vorgestellt. Er verwies auf Jesus stets im Wirklichkeitszusammenhang seiner Erzählfabeln und Personen, die Zeitgenossenschaft vorzeigen, gesellschaftliche Mißverhältnisse kritisieren. Im Zentrum Böllscher Humanität steht die Christusgestalt. Die Personen der wichtigsten Romane sind alle auf Jesus bezogen. Der Blick Bölls auf die Gesellschaft ist primär moralisch. Entsprechend ist auch sein Jesus vorab eine moralische Gestalt. Die Müheligen, Beladenen, von den Mächtigen gering geachteten, kleinen Leute beziehen sich auf ihn.

Garske untersucht die vier Romane „Und sagte kein einziges Wort“ (1953), „Ansichten eines Clowns“ (1963), „Gruppenbild mit Dame“ (1971), „Frauen vor Flußlandschaft“ (1985). Sie markieren vier Jahrzehnte des Katholizismus in der Bonner Republik. Bei Garske heißt der Zeitraster dieser Romane: „Jesus und die deutsche Nachkriegsgesellschaft“, „Jesus und der deutsche politische Katholizismus in der Zeit des Wirtschaftswunders“, „Jesus und die Leistungsgesellschaft der Bundesrepublik“. Der vierte Roman erhält den umständlichen Deutungsname „Jesus und die politische Landschaft der Bundesrepublik unter der Kanzlerschaft Kohls“. Die plakativen Kapitelüberschriften sind auf Gesellschaftskritik ausgerichtet. Unter ihnen stehen jedoch differenzierte thematische, motivische und auch formale Untersuchungen zu den genannten Romanen. Sie arbeiten die „christophorische“ Zeigegestalt des anderen (nicht von einer Institution vereinnahmten) Jesus heraus. Gegen politischen und kirchlichen Ungeist inszeniert Böll seine Jesuspersion als provokative, gesellschaftskritische Gestalt. Blick und Ausrichtung seiner Hauptpersonen auf Jesus stellen unjesuanisch Mächtige aus Kirche und Gesellschaft bloß. Bölls Zeigegestalten sind diagnostische Gestalten. Sie klagen unjesuanische Verhaltensweisen an. Arme, zu öffentlicher Rede nicht Zugelassene, suchen den von institutioneller Macht nicht besetzten Jesus. An den gesellschaftlichen und kirchlichen Rand gedrängte, kleine Leute brauchen ihn. Die kritisch bis karikaturistisch apostrophierten Vertreter aus Kirche und Gesellschaft instrumentalisieren ihre Religion und Jesus.

Bölls „positiv“ intendierte Personen polemisieren gegen die „unheilige Trinität“ von Staat, Kirche, Wirtschaft, von Politik, Macht, Geld. Aus dieser Weltsicht, konkretisiert an der Adenauer-Republik und ihrer Fortsetzung, wird Jesus der Angerufene der Armen, Protestgestalt gegen die Mächtigen. Bölls Jesus ist die Gegenperson zu allen Formen der Macht, Ansprüche, Unterwerfung, des rigorosen Gesetzes. Er wird außerhalb institutioneller Strukturen und sakral besetzter Kirchenräume gebraucht. Dieser Jesus ist Inbild sensibler Menschwerdung und Ikone des Leidens. Bölls Utopie des Lebens ist vom je-

suanischen Schein her begründet. Sie heißt gesellschaftlich Befreiung von Herrschaft. In den Personen stimuliert sie den Mut zur empfindsamen Wahrheit des Lebendigen, zur verletzlichen Liebe. Jesus kann nicht (mehr) als Garant einer Ordnung von Regierungsbank und Altar eingesetzt werden. Wo die Vernunft Mächtiger sich inszeniert, trägt Jesus Züge des Narren. Im „Clown“-Roman zeigt der Verfasser den literarhistorischen (nicht kunsthistorischen) Kontext.

Garske arbeitet mit den Einzelaspekten der Erzählrede die Personen in ihren negativen und positiven Beziehungen zur Person und Botschaft Jesu heraus. Er verweist auf die zeitgeschichtlichen Bezüge, geht auf die „Kongruenz von Ästhetik und Moral“ ein, beendet die Kapitel mit theologischen Reflexionen zum Text. Die differenziert gegliederte, literarisch und theologisch sehr bedachte Arbeit trägt naturgemäß Züge einer Dissertation. 1300 Anmerkungen belegen die Ausführungen. Nicht alle der umfänglichen Literaturangaben sind benutzt. Einige stark begrifflich arbeitende Literaturkritiker werden bevorzugt. Gelegentlich fließen sprachliche Stereotypen in die Darstellung: „So wird das ästhetische und moralische Konzept Bölls in seinem Schlußroman mehr als klar.“ Kann das Konzept „mehr als klar werden“? Und hatte Böll ein solches Konzept, oder einfach Vorstellungen? Die Scheu vor Schlagworten („korrumpierte Realität“) ist gering. Große Begriffe werden gern eingesetzt („metaphysische Horizonttiefe“, „metaphysische Dimensionen“). „Die Kirchen haben diesen literarisierten theologischen Zusammenhang ernstzunehmen“ (272 ff.): Wem hilft der moralische Zeigefinger?

Ein paar Seiten zu Ironie, Satire, Polemik, auch Karikatur als Stilmittel bei Böll wären für einen weiteren Leserkreis hilfreich gewesen. Ein Blick auf Bölls frühe Erzählungen und die Romane „Wo warst du, Adam?“, „Billard um halb zehn“ mit ausdrücklich biblischer Beziehung, auf die Jesufrage in „Fürsorgliche Belagerung“, hätte die Darstellung gerundet. Volker Garske hat den moralischen Anspruch in Bölls Romanen sehr differenziert herausgearbeitet. Die „mystische“, für Böll typische, vor- und überrationale Beziehung von Käte Bogner, Hans Schnier, Leni Pfeif-

fer zu Jesus und zum Lebendigen überhaupt wird wenig beachtet. Bölls Jesus ist nicht nur „Ärgernis“ (nach außen).

Die Bewältigung der Materialfülle war zweifellos schwierig. Insgesamt beeindruckt die anspruchsvolle Arbeit. Wer sich mit Böll, mit der literarisierten Jesusgestalt, mit dem deutschen Nachkriegskatholizismus beschäftigt, kann an ihr

nicht vorbeigehen. Daß Jesus die Mittelpunktgestalt in Bölls Romanen ist, verdeutlicht diese Arbeit erneut. Garske teilt eine Vielfalt von Aspekten mit. Er führt das in den 60er Jahren neu begonnene Gespräch von Literatur und Theologie (nicht mehr fixiert auf den Nenner „christliche Literatur“) nachdrücklich weiter.

Paul Konrad Kurz

## Spiritualität

RUHSTORFER, Karlheinz: *Das Prinzip ignatianischen Denkens*. Zum geschichtlichen Ort der „Geistlichen Übungen“ des Ignatius von Loyola. (Freiburger Theologische Studien. 161.) Freiburg: Herder 1998. 428 S. Kart. 88,-.

Diese bei Peter Walter in Freiburg verfaßte Dissertation ist ein Versuch, die ignatianischen Exerzitien grundsätzlich und umfassend theologisch neu zu reflektieren. In den letzten Jahrzehnten wurden ähnliche Versuche vor allem im französischen und spanischen Sprachraum unternommen; in der deutschen Universitätstheologie hat sich die „Wissenschaft“ wohl zu weit von der „Spiritualität“ abgespalten. Um so mehr ist ein solches Wagnis zu begrüßen, zumal der Autor den Mut hat, die Exerzitien weder rein praxisorientiert noch theologisch aktualisierend, sondern „spekulativ“ aus ihrer Verankerung in der systematischen, vor allem der zeitgenössischen Theologie heraus zu interpretieren. Die Berechtigung eines solchen Unterfangens muß sich aus seinem Ergebnis erweisen, was bei vorliegendem Werk in beeindruckendem Maß gelingt.

Gleich im ersten Absatz steigt der Verfasser mitten in sein Thema ein, mit verblüffender Direktheit: Ignatius steht im Übergang zweier Epochen, des Mittelalters zur Neuzeit. Da im Mittelalter der Mensch sich vom trinitarischen Gott her verstanden hat, in der Neuzeit jedoch von seiner eigenen absoluten Freiheit, stellt sich im Blick auf Ignatius die Frage, welches von beiden das „Prinzip“ seines Denkens ist. Die Alternative heißt: „Trinität oder Freiheit?“ (13) Ruhstorfers These, ebenso klar und direkt, steht am Ende des Buchs: „Freiheit“ (389). Dazwischen findet sich ein ungewöhnlich ausführlicher, theologisch breit fundierter, immer wieder geistesgeschicht-

lich rückgebundener, erstaunlich „spekulativer“, oftmals schwer zu lesender, aber insgesamt überaus reicher Kommentar des gesamten Exerzitienbuches, der die Hauptthese der Dissertation durch viele Einzelheiten und Hinweise begründet und entfaltet. Der Exerzitien-Kommentar ist von allen gegenwärtig zugänglichen der wohl umfassendste und „theologischste“, eine wahre Fundgrube für jeden an den Exerzitien Interessierten. Er ist kaum kritisch gegenüber Ignatius, sondern durchgängig „affirmativ“, d.h. er versucht, positiv den – oft verborgenen – theologischen Gehalt des ignatianischen Werkes zu erheben und zu entfalten.

An einigen Stellen raubt die spekulative Kraft Ruhstorfers dem Leser beinahe den Atem – beeindruckend, aber mancherorts auch fragwürdig. Etwa in den Ausführungen zur „dritten Woche“ (202 ff.) hat man den Eindruck, er schieße über sein Ziel hinaus. Der Versuch, Ignatius in das klassische Drei-Wege-Schema einzuordnen, kann auch hier nicht überzeugen; Ignatius ist einfach anders, in der „dritten“ und „vierten Woche“ – als „via unitiva“ – nicht schematisierbar, selbst ja auch gar nicht an einer solchen Einordnung interessiert. Die Hochachtung des Autors, selbst Laie, vor der Gesellschaft Jesu ist zwar sympathisch, bisweilen jedoch sachlich nicht ganz berechtigt: Der „status perfectionis“ verwirklichte am besten die Bestimmung des Menschen (43), und die „evangelischen Vollkommenheiten“ Armut, Keuschheit und Gehorsam seien ignatianisch am meisten in der Gesellschaft Jesu verwirklicht (208) – dies sind doch Vereinfachungen, denen auch „ignatianisch“ widersprochen werden muß (vgl. Exerzitienbuch Nr. 135) und die theologisch heute so nicht haltbar sind. Aus der